

Ilse Onnasch

Alles perfekt!

Jüngst erschien im Feuilleton der Süddeutschen Zeitung eine Kolumne in Serie, in der mehr als zwanzig Schriftsteller ihren „perfekten Tag“ (Sonne, Insel, Strandliebe, Champagner) beschrieben. In Reiseprospekten werden der „perfekte Urlaub“ und das „perfekte Wochenende“ (Spitzenhotel, edle Weine) angeboten. Das perfekte Kind, die perfekte Ehe, der perfekte Arbeitnehmer oder Manager – sie alle werden in tausenden von Ratgebern beschworen. Und schließlich hört man im Umgang mit Menschen allerlei Art immer häufiger das Wörtchen „perfekt“ als anerkennendes Lob, wie man früher „gut“ sagte oder „schön“, vielleicht auch „toll“, „grandios“, „wunderbar“. Das Alltagsbedürfnis nach Perfektion – um ein solches scheint es sich hier zu handeln – gipfelte für mich in einer Moderation eines ehrwürdigen Klassiksenders, in der einer Pianistin die „Perfektion einer Maschine“ nachgesagt wurde. Diese Äußerung war deutlich als Lob gemeint, aber die Pianistin spielte gerade nicht wie eine Maschine, sondern durchaus lebendig.

In den 60er-Jahren noch galt bei jedem menschlichen Fehler das achselzuckende „nobody is perfect“, das populäre Eingeständnis: wir Menschen sind fehlbar. Was hat sich seitdem verändert? Woher kommt das Bedürfnis nach Perfektion?

Die Bewunderungsvokabeln „wunderbar“, „gut“, „schön“ etc. sind offen, lassen Steigerungen zu. In ihrem Vokalreichtum klingt die Bewunderung mit. *Perfekt* dagegen knallt mit den Hacken. Es ist fertig, geschlossen. *Perfekt* lässt keinen Zweifel zu, keine Korrektur, keine Steigerung.

Perfekt ist ein Begriff der Technik. Wenn Technik nicht perfekt ist, wird es gefährlich. Wir wollen mit Recht perfekte Flugzeuge und Küchenmaschinen, von perfekten Atomkraftwerken – die wir zwar nicht wollen, aber wenn sie schon da sind, dann bitte so perfekt wie möglich – und Chemiefabriken ganz zu schweigen. Aber diese Bei-

spiele zeigen: auch hier ist „nobody perfect“, denn das dem Humanen eigene, stets mögliche „menschliche Versagen“ ist die unperfekte Fehlerquelle allen Umgangs mit der Technik. Die Entwicklung immer neuer Maschinisierungen, Roboterisierungen, Computersteuerungen ist darauf angelegt, die menschliche Ur-Schwäche der Nicht-Perfektion auszuschalten.

Der mechanisierte Mensch, der Mensch als Maschine, ist ein uralter Menschheitstraum. In der Medizin ist es von altersher üblich, Körperfunktionen in Analogien zu Maschinen zu setzen. Unser Herz ist der Motor, das Gehirn unser Computer. Und mit Hilfe dieser Konstruktion hofft die Medizin alles „in den Griff“ zu bekommen. Die Auffassung der Medizin als Reparaturbetrieb von defekten Einzelteilen hat hier seine Wurzeln. Die empfundene menschliche Unvollkommenheit führt dort, wo sie nicht als Ansporn zu geistiger Kompensation begriffen wird, mit der „blinden Wut des Machens“ (Adorno) in die technologische Evolution. Und so ist die Mechanisierung auch Teil der Menschen selbst geworden; denn das Streben nach geistiger Vollkommenheit scheint ungleich schwieriger zu sein als die mechanische Perfektionierung.

Eine Video-Installation von Marie-Jo Lafontaine zeigte bei der Documenta 1988 „Larmes d’acier – Stahltränen“, einen Mann im Krafttraining. Auf verschiedenen Monitoren konnte man je eine der Bewegungen, die der Mann maschinenartig immer wiederholte, sehen. Der Maschinenrhythmus ging in seinen Körper über, er schien willenlos zu werden. Die Bewegungen sind zerhackt, fragmentiert. Die Bewegungsabläufe scheinen in ihrer Eintönigkeit und Wiederholung unabhängig voneinander zu funktionieren. Man fragt sich: Was treibt ihn dazu an? Sein Ziel ist vermutlich die perfekte körperliche Schönheit. Es ist nicht – wie beim Maschinenarbeiter – die unfreiwillige, noch als Leiden wahrgenommene Perfektion, wie sie so hervorragend in Charly Chaplins „Modern Times“ zu sehen ist, sondern die scheinbar freiwillige Unterwerfung unter ein Modediktat. Ist der Kraftmensch fertig, steht er da, zeigt seinen gestählten Körper, lässt einzelne Muskeln spielen und bewundert sich selbst. In der Statik scheint er einer antiken Skulptur zu ähneln, doch der Unterschied liegt in der Bewegung. „Sie [die Maschine, I.O.] treibt aus den Gebärden alles Zögern aus, allen Bedacht, alle Gesittung“, schrieb Adorno in seinen „Minima Moralia“. Der antiken Statue sieht man die geschmeidige Bewegung an,